

## Das Meer, die Geschichten und der Fels

von Elisabeth Strasser

Klar das Wasser, rundgeschliffene Steine im Sand und dazwischen hin und wieder eine Muschel. Kleine Wellen schwappten schäumend über den Strand, an den die Muscheln gespült wurden, nachts, wenn sie schlief. Körbe davon konnte sie sammeln, nicht müde wurde sie dabei, einen ganzen Vormittag lang. Manche wie schwarzgraue Flügelpaare, sie gab acht, sie nicht zu zerbrechen; andere wie weiße, spitze Türmchen, aus denen Sand rieselte, wenn sie sie aufhob.

Sie hob auf und sammelte und verschenkte dann, wieder zu Hause, die schönsten von ihnen; behielt viele und gab sie im nächsten Jahr dem Meer zurück, um neue zu suchen. Die nackten Füße im Wasser vergrößert und fremd, als gehörten sie nicht zu ihr. Schauernd fremd.

Sie lief, immer knapp an der fließenden Grenze, blieb stehen, rückblickend auf die eigene Spur im Sand, sie langsam fortgespült sehend; wartete, bis nichts mehr übrig war von ihren Schritten, sie weggewaschen waren. Dann erst ging sie weiter, lief ein Stück durchs Wasser, machte einen Bogen landeinwärts zu Stellen des Strandes, die die Flut erst gegen Abend wieder erreichen sollte, wenn sie nicht mehr da war, so lange würde dieser Bogen als ihre Spur bleiben.

Gönnerhaft blickte sie zurück: Bis zum Abend, ja, bis zum Abend und nicht länger.

Sie lief stets nur so weit, bis sie den Leuchtturm erkannte auf einer *Landzunge*, wie es hieß, wie man ihr erklärt hatte. Ein stiller, weißer Zeiger in den Himmel war dieser Leuchtturm. Sobald sie ihn sah, kehrte sie um. Er war ihr Zeitmesser und ihr Streckenmesser. Den Leuchtturm zu sehen, hieß, noch rechtzeitig wie versprochen zurückzukommen und nicht zu weit gegangen zu sein.

Sie hatte den Leuchtturm noch nie leuchten gesehen und fragte auch nie danach, warum dieser stille, weiße Zeiger so hieß, vielleicht weil er so leuchtend weiß in den Himmel ragte, erklärte sie sich selbst.

Weiter als bis zu dem Punkt, von dem aus man den Leuchtturm in der Ferne erkennen konnte, war sie nie gekommen. Jahrelang nicht.

Und als sie zum ersten Mal weiter kam, wusste sie längst, welchem Zweck ein Leuchtturm diene, wusste sie, dass hinter der Landzunge, auf der er stand, kein Sandstrand mehr war, sondern die Felsen begannen, die schroffen Klippen, die für die Schiffe Gefahr bedeuteten, besonders in der Nacht. Deshalb brannte nachts ein Licht auf der Spitze des Leuchtturms, weithin sichtbar, früher ein Feuer und nun ein Scheinwerfer.

Doch das war Jahre später.

Jetzt blieb der Anblick des Leuchtturms für sie die Grenze, die Mahnung umzukehren. Was hinter ihm lag, war zu fremd und unbekannt und machte Angst.

Geschichten.

Es war einmal ...

Es war einmal ein Fischer, der in einer Nacht einen besonderen Fang machte: Eine Meerfrau in seinem Netz, mit Muscheln ihm Haar, die ihm so gefiel, dass er sie trotz all ihrer Bitten nicht mehr zurück ins Wasser ließ, sondern mit in sein Haus nahm, sie zwang, ihm als seine Frau zu dienen. Ein böses Ende, raunte eine dunkle Stimme, sollte diese Geschichte nehmen. Denn der Herr des Meeres verfluchte den Fischer und seine Sippe und alle Fische hielten sich der Küste fern, Hunger und Not ... bis der Fischer die Meerfrau gehen ließ, die Not ein Ende hatte, er selbst aber nie wieder froh wurde.

Es war einmal ...

Es war einmal ein Fremder, den die Verbannung an einsamen Strand führte, er trostlos den Wellen sein Leid klagte, bis er ein Singen hörte, seinen Ohren und seiner Seele schmeichelnd, ihn tröstend und ermutigend. Aus einer großen Muschel, die vor seinen Füßen lag, kam dieser Klang. Er hob sie auf und entdeckte darin die größte und vollkommenste Perle der Welt, die er für großen Reichtum verkaufte, seine Feinde besiegte und als neuer Herrscher in seinem Land große Ehre errang.

Es war einmal ...

Es war einmal ein Mädchen, das den Strand entlangspazierte und Muscheln sammelte. Sie kam zu einem Felsen, den der Wind umstrich, sodass ein Klagelaut ...

*Warum weinst du denn? Es ist doch bloß eine Geschichte.*

Das Meer. Und die Geschichten.

Zu manchem kehrt man immer wieder zurück. Nach Jahren noch. Weil da ein Geheimnis ist.

Die Nacht birgt das Ungekannte, das Angst macht. Der Schlaf beschützt vor der Nacht. Und wenn der Schlaf gestört ist, kriecht die Angst hervor als allen dunklen Ritzen, erhebt sich aus den Schatten. Die Angst, die des Trostes bedarf.

*Warum weinst du denn? Hast du Angst? Ich mache Licht. Hör zu, ich erzähle dir eine Geschichte. – Es war einmal ...*

Geschichten trösten. Aber manche Geschichten machen Angst, doch es sind nur Geschichten und darum trösten auch sie. In den Geschichten ist das Bedrohliche ein Schatten, aus bloßen Wörtern geschnitzt. Der Herr des Meeres ist nur eine Geschichte. Der wehklagende Fels ist nur eine Geschichte. Der Herr des Meeres und der klagende Fels bestehen nur aus Wörtern.

*Es ist nur der Wind, mein Kind, es ist nur der Wind, der um den Felsen streift. Ein Fels kann keine Klagelaute rufen, er ist nur ein Stein, bloß ein Stein ...*

Die Nacht, das Ungekannte, das Fremde mit seinen Geheimnissen.  
Wenn das Meer die letzten Spuren am Strand wegpült, wenn der Mond über dem Wasser prangt und der Leuchtturm sein Licht um sich sendet, erscheint der Herr des Meeres und der Fels heult sein Klagen. Sie weiß nichts davon, sie schläft. Sie sieht nur am nächsten Tag, dass ihre Spuren nicht mehr da sind und eine neue Fülle an Muscheln für sie bereit liegt. Nur die Geschichten kennt sie, die fremden Geschichten, die bloß Geschichten sind und nichts mit ihr zu tun haben. Geschichten von sagenhaft großen Perlen, von Wasserfrauen und vom Herrn des Meeres. Und von einem Felsen, der seinen Klagelaut stöhnt, weil er nicht immer ein Fels war, sondern etwas anderes ...  
*Es war einmal ein Mädchen, das den Strand entlangspazierte ...*

Der Herr des Meeres schäumt vor Wut, brausende Wellen verschlingen ...  
Die Ölpest hat die Küste erreicht ...  
*Doch das ist nicht hier, das ist woanders und weit weg, hab keine Angst, hier ist alles in Ordnung.*

Es war einmal an einer fernen Küste ... Der Herr des Meeres ist tot. Aber sein Geist schleudert einen Fluch wie einen Blitz. Der Leuchtturm brennt ... Nein, es ist nur ein Traum. Der Mond scheint noch und spiegelt sein Licht über Gerechte und Ungerechte und es fliegen noch die Möwen um den Leuchtturm und die Fische sind noch da und die Muscheln brüten Perlen aus ... Der Herr des Meeres aufersteht jede Nacht neu, solange der Mond sich seiner erbarmt und ihn erweckt, so lange vertilgt er die Spuren am Strand und macht ihn neu und unschuldig und heil; so lange schickt er Fische und Muscheln und den Gesang der Meerfrauen und nährt uns und fordert seinen Zoll.

Am Morgen, nach dem die Abendnachrichten die Bilder der Ölpest gezeigt hatten, schüttete sie all ihre gesammelten Muscheln ins Meer. Ihr Geschenk – nein, ihr Zoll – an den Herrn des Meeres. Sie ging wieder an der fließenden Grenze entlang, sorgsam bedacht, nicht zu weit landeinwärts den Strand zu laufen, um dem Herrn des Meeres in dieser schwierigen Zeit nicht die unnötige Arbeit zu machen, ihre Spuren nachts zu tilgen. Sie ging, bis sie den Leuchtturm sah und nicht weiter. Sie war noch ein Kind.

Sie kam jedes Jahr wieder. Jedes Jahr ein Jahr älter und irgendwann nicht mehr ein Kind.  
Irgendwann nicht mehr ein Kind, dem die Nacht Angst macht. Irgendwann eine, der der Leuchtturm keine Grenze mehr ist, nicht allein stiller, weißer Zeiger und Zeit- und Streckenmesser. Irgendwann eine, die die Grenze überschreiten will und den Sandstrand verlassen, die die schroffen Felsen mit ihren dunklen Geheimnissen locken. Irgendwann eine, der es nicht mehr genügt, leere Muschelhülsen zu sammeln, sondern die eine Perle finden will.  
Sie war einmal ein Mädchen gewesen, das den Strand entlangspaziert war ...

Zu manchem kehrt man immer wieder zurück. Nach Jahren noch. Weil da ein Geheimnis ist, das ergründet werden muss.

Die Nacht. Das Ungesehene und Ungekannte, das keine Angst mehr macht, das Geheimnis ist und lockt. Der Leuchtturm in ihrer Mitte, der anzieht und den Blick darauf fokussiert. Das Licht inmitten der Nacht, das zu erreichen alles scheint.

Wenn sie nicht hier war, sondern woanders, in der Großstadt, in der sie zu Hause war, kam ihr alles hier wie ein Traum vor oder wie ein Märchen. Erfahrungen und Erlebnisse spielten sich dort ab, in der Stadt; aber der Mond schien dort nicht wie hier, er blieb unbeachtet zwischen den künstlichen Lichtern. Und ein Leuchtturm war nicht vonnöten.

Manches Licht flackert, manches ist grell, manches blendet, manches ist zu hell, anderes schummrig und trügerisch falsch, manches ein Irrlicht und schnell enttarnt, Lichter, die anzieh'n, Lichter, die narr'n.

*Mein Leuchtturm aber steht woanders. Und dorthin gehe ich.*

Immer, wenn sie hier war, war sie wieder das Mädchen, das den Strand entlangspazierte, Muscheln sammelnd, ihre eigene Spur im Sand langsam fortgespült sehend und ihre Füße im Wasser betrachtend, seltsam vergrößert und so fremd, als gehörten sie nicht zu ihr. Nicht müde wurde sie dabei, einen ganzen Nachmittag lang. Und wenn der Abend kam und dann die Nacht, ging sie weiter, auf den Leuchtturm zu, der seinen Schein aussandte und sie zu rufen schien.

Es war einmal ...

Eine dunkle Stimme raunte ihr halbvergessene Geschichten zu.

Mitten in der Nacht machte sie sich auf zum Strand. Der Herr des Meeres warf, erfüllt von Leben, seine Wellen an Land, denn der Mond war voll und seine Kraft vollkommen.

Der Leuchtturm sandte seine Lichtwellen aus, die den schroffen Felsen trafen und sie erkannte: Nicht der Leuchtturm, der Fels war es, der sie anzog. Immer schon war es so gewesen, von Anfang an. Auch damals, als sie beim Anblick des Leuchtturms umgekehrt war, hatte sie geahnt, dass dahinter etwas war, das ihr damals Angst gemacht hatte, und nun nicht mehr.

Sie erinnerte sich an eine Geschichte, in der ein Fels sein Klagelied in den Wind sang, während ein Mädchen am Strand entlangspazierte.

*„Ich bin ein kalter, blanker Fels, der vom Schweinwerfer eines Leuchtturms angestrahlt wird ...“*

„Ja“, rief sie und lief auf den Felsen zu, „ja, ich sehe dich. Der Leuchtturm sorgte dafür, dass ich dich erkannt habe.“

Der Leuchtturm, der ihr zunächst Zeit- und Streckenmesser war, später Mittelpunkt der Nacht und ersehntes Ziel, war nicht mehr wichtig, er war nur ein Mittel zum Zweck gewesen, um ihr etwas zu zeigen. Wie damals schon, als er ihr der Zeiger war, der ihr die Zeit- und Wegstrecke abmaß, um rechtzeitig wieder zurück zu sein. Nun aber hatte er sie zu dem Felsen geführt, nun hatte sie ihn gefunden, der von Anfang an ihr Ziel war.

Es war einmal ein Mädchen, das den Strand entlangspazierte und auf einen Felsen traf, den der Wind umstrich, sodass sein Klagelaut bis zu ihr vordrang – und sie verstand ...

26.11.2010